

Stille Geschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **Niggli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 44

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 44 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 3. November 1923

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe.

Von Adolf Srey.

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe,
Denn drückt's mi nümme, was uf Herde goht,
Denn schloft au 's Härz, wo eus im Läbe
So Anmueß macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege
Und zu mim Hei dur'z finster Dörfli us,
Wenn mini Liebe z'fäme siße
Und uf em Bänkli sänge vor em Hus.

Denn möcht i um-en Egge schliche
Und hinderm Brunne-n-i der Nöchi stoh
Und stoh und lose, was se sänge,
Und listig wieder a mis Pläzli gob.

Stille Geschichte.

Von Martha Riggli.

3

Und wieder gingen die Jahre vorbei. Karl und Marie sahen sich gelegentlich in den Ferien und alles war wie einst und alles Alte blieb unausgesprochen. Er verabschiedete sich von ihr in Gegenwart der Mutter, als er nach Absolvierung seiner Studien nach Indien ging und hielt wieder ihre Hand in der seinen und wieder drängten sich ihm die alten Worte auf. Und er wollte in Bombay oder in Madras ein großes Handelshaus eröffnen und niemals in den dumpfen Läden der kleinen Stadt zurückkehren, wenn sie nur so lange wartete.

Niemand wußte, was in dem Mädchen vorging. Sie wußte es selbst nicht. Es kümmerte sich auch niemand darum. Die Mutter verfolgte ihre Pläne und Karl verfolgte die seinen, und sie, um die diese Pläne gingen, lebte wie eine dunkelverborgene Blume im Wald, über die der Herrgott Sonne und Regen und Licht und Schatten schickt nach seinem Ermessen.

Marie hatte auf dem genferischen Gute die vorzüglichsten jungen Leute jener Gegend kennen gelernt, auch viele Fremde, ehemalige Schüler des Gutes, die von den fünf Töchtern eine nach der andern holten, ehe sie auf ihre Inspektorenposten in ausländischen Betrieben zogen. Maries eigenartige und languisante Schönheit ließ einen nach dem andern der jungen, lebhaften Männer an ihr vorübergehen. Jeder hätte am liebsten sie gewählt und keiner wagte sie zu wählen.

Gegen das Ende ihres mehr als dreijährigen Aufenthaltes wurde sie mit ihren Pflegeeltern zu einer Fahrt über

den ganzen See eingeladen. Man wollte früh am Morgen aufbrechen, während des warmen Nachmittags in einer verborgenen Bucht landen und dort sich unter Bäumen lagern, um dann bei Nacht und Fackelschein wieder zurückzukehren. Das prächtige Motorfahrzeug gehörte einem französischen Industriellen, der nahe der schweizerischen Grenze seine Etablissements hatte und für das Gut die Maschinen und Motore zu liefern pflegte. Die beiden Geschäftsfreunde unterhielten einen freundschaftlichen Verkehr miteinander und bei den gegenseitigen Besuchen hatte Marie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Franzosen gemacht. Als nun die Einladung zu der Fahrt kam, wechselten Maries Pflegeeltern einen bedeutsamen Blick miteinander. „Es wird zu Ende gehn,“ sagte die Frau, „und Marie wird es sein, wenn erst das Trauerjahr abgelaufen sein wird.“

Und wirklich starb die Frau des Franzosen wenige Monate nach der Rückkehr Maries zu ihrer Mutter. Jene hatte mit ihrem Manne nicht unglücklich gelebt, war aber früh in schweres Siechtum verfallen und starb endlich, nachdem sie Stück um Stück ihrer Lunge qualvoll herausgehustet hatte. Man wußte schon Jahre voraus, welchen Verlauf die Krankheit nehmen würde und die Ehe hatte nur noch der Form nach bestanden und ihren einzigen Ausdruck in den täglichen Krankenbesuchen des Mannes gefunden. Die Kranke wußte, daß er sich nach ihrem Tode wieder verheiraten würde und trug ihm nichts nach. Sie verstand seine Mannesgefühle und seine Mannesbedürfnisse und brachte es im Laufe ihres langen Leidens so weit, ihn zu

bedauern, daß er zu solchem Warten und Entbehren verurteilt worden war.

Im Herbst desselben Jahres, in dem Marie wieder zu ihrer Mutter zurückgekehrt war, unternahm nun der Maschinenindustrielle Leclerc eine Reise nach Deutschland, angeblich, um neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen und alte zu befestigen, in Wirklichkeit aber, um auf dem Hin- und Rückwege Marias Mutter zu besuchen und jene selbst wieder zu sehn. —

Leclerc war nicht mehr jung und nach Familie, Herkunft, Erziehung und Vermögen gerade das, was der Witwe für ihre Tochter als wünschenswert erschien. Sie war auch über die Absichten des Besuchers von ihren gesessenen Verwandten schon unterrichtet worden. Marie würde in große, ja, in glänzende Verhältnisse hineinkommen, in die sie sich dank ihrer schmiegsamen und widerspruchslosen Art leicht einleben würde. Außerdem besaß Leclerc die rechte Mannesreise. Sie wünschte für ihr Kind keine Leidenschaften und nicht die damit verbundenen Kämpfe, noch viel weniger diejenigen, um die Erträglichkeit des äußern Daseins. Sie kannte diese Kämpfe selbst nicht, sondern hatte nur aus Büchern und den Erzählungen Heruntergekommener davon gehört, und sie erschienen ihr entsetzlich, entwürdigend und verabscheuenswert.

Es konnte von einem verbindlichen Antrag noch keine Rede sein, da beide Teile es als höchst unanständig empfunden hätten, einen öffentlichen Schritt zu tun, ehe das Trauerjahr abgelaufen war. Man redete deshalb auch nicht von Liebe, Sympathie, Zuneigung und dergleichen, wie diese Dinge im Herzen des eleganten und gemessenen Mannes indessen doch vorhanden waren, sondern man klärte sich auf über die gegenseitigen materiellen und gesellschaftlichen Verhältnisse, ohne jedoch einmal den Ton höflicher und liebenswürdiger Blauderei aufzugeben.

Weder Frau Zurlinden noch Leclerc wußten, ob Marie den Zweck und die Absicht dieser beiden Besuche ahnte oder ob sie wirklich glaubte, daß sie nur eine freundschaftliche Einkehr auf der jeweiligen Durchreise bedeuteten. Sie bedauerte den Tod der Frau Leclerc, erkundigte sich teilnehmend, ob die Sterbende noch sehr habe leiden müssen und sagte, es sei wenigstens dies ein Glück zu nennen, daß die Kranke mit allem habe umgeben und gepflegt werden können, was ihr Leiden erfordert habe. Man kam auch auf jene Fahrt über den Genfersee zu sprechen und Marie sagte wiederum sehr freundlich, es sei schön gewesen und sie sei ihm jetzt noch dankbar für diese Fahrt.

Die Mutter schwankte einige Tage, ob sie mit Marie über Leclerc sprechen sollte. Es kamen in dieser Zeit zwei Briefe von Karl, die im Datum zwar anderthalb Monate auseinander lagen, aber nun infolge irgend einer Verspätung fast miteinander eintrafen. Marie öffnete sie in Gegenwart der Mutter und reichte sie ihr, nachdem sie selber die Zeilen ruhig und aufmerksam überlesen hatte. Er redete darin von den fremdartigen und grandiosen Verhältnissen, von seiner Arbeit und wie er hoffe, hier in einigen Jahren selber ein Import- und Exporthaus zu eröffnen.

Die Mutter nahm ihre Arbeit, an der sie vorher gearbeitet hatte, wieder auf. Sie schien nachzusinnen und sagte

dann: „Einige Jahre! Das können vier, es können aber auch zehn, auch zwanzig Jahre sein.“

Marie entgegnete, nur um irgend etwas zu antworten: „Er ist aber jedenfalls sehr tüchtig.“

Und wieder die Mutter. „Und doch könntest du nicht auf ihn warten.“

„Daran habe ich auch nicht gedacht,“ sagte Marie; „ich weiß, daß du das nicht wünschst.“

Die Mutter legte die Arbeit hin. Sie wünschte nun einmal klar zu sehn. „Nur darum, weil es meinen Wünschen, das heißt, meiner Einsicht widerspricht?“

Marie begann sich. Dann sagte sie: „Nein, ich habe wirklich nicht daran gedacht, obwohl ich Karl gern habe.“

Frau Zurlinden nahm ihre Arbeit wieder auf. „Ja, er war dir stets ein guter Kamerad. Er hatte auch sonst niemanden als dich und dann schließt man sich näher aneinander als die gegenseitigen verschiedenen Verhältnisse und Lebensauffassungen es sonst mit sich bringen würden.“

Und dann sprachen sie von dem vor einigen Tagen empfangenen Besuch und daß Leclerc ein feiner und hochachtbarer Mann sei. Marie wandte gegen all das nichts ein, sondern sagte endlich: „Er wird wohl nächstes Jahr wieder eine Reise nach Deutschland machen.“

Diese Wendung aus dem Munde Marias, die sonst nie scherzte, ließ die Mutter auf einmal tiefer sehen. Ihr Kind litt doch, ihm selbst vielleicht nicht ganz bewußt, und fügte sich ihren Wünschen und war soweit, diese Dinge, die sonst ein Mädchengemüt aufs heftigste erregen, mit einem Scherz aufzunehmen und gleichsam hinter sich zu tun. Einen Augenblick fühlte sie, wie ihre eigene Seele in schmerzlichem Mitleid zuckte. Aber dann fiel ihr doch wieder ein, was sie von den Leidenschaften und Kämpfen hielt und daß sie ihr alle, die innern und die äußern, entsetzlich und entwürdigend erschienen. Diese Leidenschaften und Kämpfe hatte sie nun ihrer Tochter erpart, das Zusammensein mit dem ungleichartigen Manne, den Druck der kleinbürgerlichen Enge und den Zusammenbruch der Ideale.

* * *

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden im übernächsten Jahr ohne Hast und Eile betrieben. Die Wohnstube wurde zu einem Weißzeugladen umgewandelt und Marie verarbeitete mit der Nähterin das feinste Linnen. Und Roben kamen aus Wien und die Leute redeten davon, daß dies die vornehmste Hochzeit sein würde, welche die Stadt seit Jahrzehnten gesehen hätte.

Es war auch so. Marie saß und nähte und die schwarzen Locken stachen ab von dem Linnen wie Schneewittchens ebenholzschwarzes Haar von dem schneeweißen Bahrtuch. Karl kam noch vor der Hochzeit auf Urlaub heim. Er kam herüber, um Marie zu gratulieren und sie erhob sich aus den weißen Leinenwolken und reichte ihm die Hand. Er erzählte aus Indien und wie ihm nicht alles so gegangen sei, wie er sich's gewünscht und vorgestellt habe, zum Mindesten nicht so rasch. Er hätte Marie auch gerne gesagt, daß sie recht tue und daß immer alles recht sei, was sie mache. Aber das stand ihm nicht zu und sie mußte ihn nun daraus verstehen, daß er von seinen trügerischen Hoffnungen sprach.

Aber als er nachts im Bette lag und der heimatische Mond durchs Fenster schien, da konnte er nicht begreifen,

wie er hatte hinübergeben und ihr gratulieren können. Das, was sie ihm antat, verzieh er ihr nie. Er wünschte, wieder in Indien zu sein. Aber dieses Gefühl, jemandem etwas nie verzeihen zu können, würde mit ihm gehen, gerade so, wie vorher seine Liebe mit ihm gegangen war. Damals trug und hielt ihn diese Liebe; jetzt trug und hielt ihn dieses Andere.

Er überredete darauf seine Mutter, die noch nie im Geschäft ausgekehrt hatte, mit ihm einige Wochen nach Samaden zu kommen. Es war ihnen beiden aber nicht wohl dort und sie kamen noch vor der Hochzeit wieder zurück. Marie erschien am Vorabend, um Abschied von den guten Nachbarn zu nehmen. Es war Dämmerzeit. Der Bräutigam plauderte mit Frau Zurlinden in der Stube. Sie hatten die Lampe angezündet und man sah vom Nachbarhause her ihre Köpfe sich sacht neigen und bewegen. Karl begleitete Marie über die Straße zurück und da eine schöne, laue Luft herrschte, traten sie noch in den Garten hinter dem Haus. Karl sagte, daß er in zwölf Tagen wieder abreisen würde. Sie gingen nebeneinander zwischen den Gemüsebeeten und Rosenrondellen hin und endlich sagte er auch, daß sie nur noch ein wenig hätte warten sollen, daß er aber wohl wisse, daß sie das nie gekonnt haben würde. Sie sei nun einmal so und es müsse immer ein Stärkerer über ihr sein und daran sei nichts zu ändern. Aber wenn er das schon einsehe, es helfe doch nichts, er könne ihr nicht verzeihen.

Marie entgegnete, das wisse sie schon und sie fürchte sich manchmal auch, daß sie so schwach sei. Und wenn er gekommen wäre, wie es in den Märchen stehe, so wäre er der Stärkere gewesen. Aber dessen habe er sich nicht getraut. Und nun müsse sie hineingehen.

Sie reichte ihm die Hand und sie blieben stehen. Sein Gesicht zuckte und verzerrte sich. Das war nun der letzte Augenblick. Er hielt ihre Hand krampfhaft. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Er stöhnte vor Scham, Reue und Hoffnungslosigkeit und eilte davon.

Marie trat ins Haus. Am andern Morgen reiste sie mit ihrer Mutter und dem Bräutigam ab und die Hochzeit ward in Genf gefeiert.

* * *

Karl kehrte wieder nach Madras zurück. Aber bevor er die Stadt erreichte, schien es ihm unheimlich, wieder dort zu wohnen, wo er zwei Jahre mit seiner Liebe gelebt hatte. Das Entsetzen vor seinem Dasein ohne diese Liebe und allein mit seiner Unversöhnbarkeit faßte ihn wie ein Herzkrampf. Er schiffte sich in Colombo aus und löste von dort aus mit vieler Mühe seinen Vertrag mit dem Madrasser Handelshaus.

Es gelang ihm bald darauf, einen bedeutenden Posten in der Verwaltung einer Ceyloner Teeplantage zu erhalten, wodurch er auch pekuniär weit besser gestellt wurde als es an seinem frühern Platze in Madras der Fall gewesen war. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er jetzt mit einem Mal dem Ziel seines äußern Strebens näher gerückt sei, nachdem er das innere Ziel, die Erfüllung seiner Liebe, verloren habe. Er geriet über derlei Dinge, ohne jedoch von seinen persönlichen Erfahrungen auch nur andeutungsweise zu reden, mit einem schwarzwaldischen Missionar, der hier der Heidenbekehrung oblag, in lange Gespräche. Der Mann



„Mutterliebe“ von Karl Häny.

In dem von allem Lärm abseitsliegenden Garten des kantonalen Frauenspitals wurde leztlich in aller Stille ein Monument enthüllt: „Mutterliebe“ von Bildhauer Karl Häny in Bern. Es hebt sich prächtig von dem dunklen Hintergrunde der hohen Tannen ab und stellt Mutter und Kind dar; das Kleine trinkt. Mit innig-sinniger Haltung ruht der Blick der Mutter darauf. Es ist eine eindrucksvolle Arbeit, die in ihrer geschlossenen Komposition und Ruhe vornehm wirkt und keinen glücklicheren Standort haben könnte als jenen Garten. G. K.

war der Sohn einfacher Bauersleute, den eine protestantische Verwandte nach dem Tode seiner Eltern in ein Missionshaus ihres Glaubens getan hatte. Nach seiner Vorbereitungszeit war er auf eine afrikanische Station gebracht worden, hatte jedoch das dortige Klima nicht lange ertragen, und lebte nun seit zwanzig Jahren hier auf Ceylon. Diese wechselvollen Schicksale waren es vielleicht, die ihm einen weiten Blick gegeben hatten, als er diesen guten Leuten sonst eigen zu sein pflegt. Die Ruhe des Missionars, der alles Seltsame und jede rätselhafte oder schmerzhaft erscheinende Erscheinung des Lebens Gottes Weisheit und seinem unerforschlichen Ratsschlusse zuzuschreiben vermochte, tat Karl wohl. Es gab für jenen keine Konflikte, keine Probleme und keine Besorgnisse mehr, nicht, weil er nie versucht hätte, sie mit seinem Verstande zu lösen, sondern vielmehr darum, weil er überzeugt war, daß der Mensch sie doch nicht lösen könne. Diese faustische Einsicht, die wirklich seiner Einsicht und nicht der gewöhnlichen orthodoxen Gottergebung entsprungen war, durchstrahlte sein ganzes Wesen und Leben. Man wurde heiter in seiner Gegenwart und lernte einsehen, daß das Leben nur eine vorübergehende Wesensform war, von der es nicht sehr wichtig war, ob sie längere oder kürzere Zeit dauerte und ob sie tragisch oder froh verlief. Man kam

auf diese Weise zu einer Selbstverständlichkeit des Tragens, die nicht mehr gebrochen werden zu können schien.

Dieser Missionar nun hatte eine 18jährige Tochter. Sie war ein liebes und einfaches Ding, dessen Arbeit darin bestand, den Vater in seinen Berufspflichten zu unterstützen und mit ihm über Land zu reiten. Ohne schön zu sein, war sie indessen schlank, gelenkig, freundlich und von der Zutmöglichkeit eines Kächchens oder Meffchens. Sie hatte sehr feine Hände, mit denen sie die Kinder der Eingebornen streichelte und wenn man sie bei diesem Geschäfte sah, so konnte einem der einfältige Wunsch kommen, selber eines dieser Kinder zu sein. Daß sie zudem Marie hieß, berührte Karl schmerzlich, zog ihn an und stieß ihn zurück.

Es vergingen indessen drei Jahre, ohne daß aus dem gegenseitigen Wohlgefallen mehr wurde als die gegenseitige harmlose und kächchenhafte Spielerei, die es bis dahin gewesen war. Während das tropische Klima die Eingebornen rasch sich entwickeln und ebenso rasch verblühen läßt, schien es in diesem guten Mädchen kaum auf die Weibesinstinkte zu wirken. Es war von einer rührenden Berechnungslosigkeit und der Vater, dessen Gesundheit erschüttert war, fürchtete zuweilen, daß das Kind in schlimme Verhältnisse geraten möchte, wenn er es unversorgt zurücklassen müßte.

(Schluß folgt.)

Reiseeindrücke aus den Niederlanden.

Von F. V.⁹

(Schluß.)

IV.

Die Geschichte jedes Landes zeigt Zeiten des Aufstiegs und des Niedergangs. Und sehr häufig bilden Zeiten äußerer Bedrängnis und Not den Auftakt zu einem beispiellosen Aufstiege, weil das Volk gezwungen wird, sich auf seine eigene Kraft zu besinnen und nach einem einzigen hohen Ziel zu streben. Jedem äußeren echten Aufstiege folgt aber auch ein innerer und der wieder ist es, der namentlich in den Städten eines Landes sich auswirkt, in Anlage und Architektur der öffentlichen und privaten Gebäude. In den Niederlanden ist dies der Fall. Philipp II. von Spanien sah sein Ziel in der Erhaltung der Glaubenseinheit in seinem großen Reiche. Die Niederländer aber hatten sich der Reformation verschrieben. Inquisition und Alba sind zwei Beariffe, die zusammen gehören. Aber nie werden Rücksichtslosigkeit und äußerer Zwang ein Volk von einer als richtig erkannten Idee abbringen können. Es begann jener denkwürdige 70-jährige Freiheitskampf der Niederländer (1567—1648), der mit der Unabhängigkeitserklärung Hollands endigte.

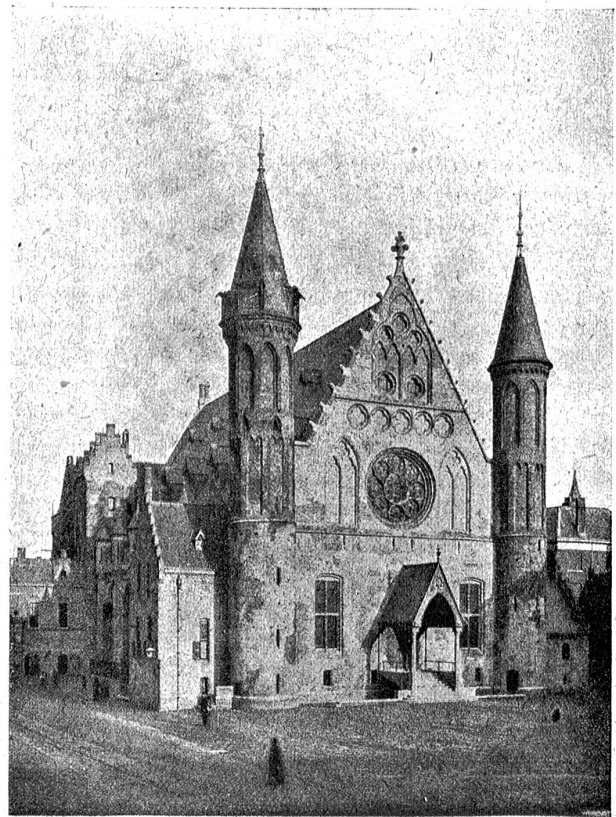
Man denke sich das kleine Volk der Niederländer im Streite mit dem damals mächtigsten Geschlechte Europas, nicht ein Jahr lang und nicht fünf Jahre, sondern während siebenzig Jahren. Dann wird man die Not der Niederländer würdigen können. Grausam arbeitete Albas Schwert, aber niemand dachte ans Nachgeben. Allerdings, die äußere Lage des Landes erstattete und unterstützte eine kraftvolle Gegenwehr. Als die alte, schöne Stadt Leiden belagert wurde, durchstach Wilhelm der Schweiger die Dämme und die Meeresfluten bewirkten den Abzug der Spanier. Das wieder führte zur Gründung der Universität Leiden, die heute noch blüht, die lange Zeit die europäischen Geisteshelden anlockte und der Welt gar manchen hervorragenden Mann schenkte. Antwerpen, damals noch zu den Niederlanden gehörend, fiel. Das bewirkte wiederum den Aufstiege Amsterdams und legte den Grund zu seiner späteren Weltbedeutung. Der rücksichtslose Kampf veranlaßte die Holländer, die Feinde nicht nur in ihrem Lande, sondern auch in den Besitzungen

zu bekämpfen, in Ost- und Westindien. Das führte zum niederländischen Kolonialbesitz. Und von Anfang an liebten die Holländer ihre kaufmännische Geschicklichkeit leuchten. Der Welthandel blühte. Tausende fanden ihr Auskommen darin. Wohlstand und Reichtum zogen ein. Nun konnten auch Wissenschaft und Kunst gedeihen. Es folgte für das kleine Land eine Periode glänzendsten Aufstiegs, wie dies ohne den aufgezwungenen Freiheitskampf wohl nie möglich geworden wäre.

In allen holländischen Städten freuen wir uns heute an den äußeren Zeugen dieser Glanzzeit. Der auf eine solide Behäbigkeit gegründete Bürgerstolz erschöpfte sich aber nicht nur in der Erstellung schöner Kirchen. Der einheitlichen Anlage ganzer Straßenzüge wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Prachtige Rathhäuser erstanden selbst in kleinen Landstädtchen. Wir stehen heute bewundernd davor. Wir nennen nur die Rathhäuser von Delft, Gouda, Leiden, Middelburg, Groningen, Leeuwarden. Museen entstanden und ansprechende Bürgerhäuser, die weniger nach außen als im Innern luxuriös ausgestaltet wurden.

Die Kunst blühte. Man denke nur an die Schöpfungen Rembrandts und Rubens, an Frans Hals mit seinen lachenden, lustigen Menschen und einer unbändigen Lebenslust in allen Gemälden, an Jan Vermeer van Delft mit seinen Sitten- und Gesellschaftsbildern von erlesener Farbenpracht und Schönheit, Jakob von Ruysdal, der eine Welt von Schönheit mit sich trug, Meindert Hobbema mit seinen Stilleben, Aart van der Neer, Jan van Goyen, Paul Potter, Simon de Vlieger mit seinen entzückenden Wasserlandschaften, van de Velde, Vater und Sohn, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen. Ihre Gemälde füllen heute die vielen Museen des Landes, in welchen man sich tagelang ergehen kann.

Noch während des Freiheitskampfes begann auch das goldene Zeitalter der holländischen Nationalliteratur, vertreten u. a. durch Hooft, Vondel und Cats. Vesalius wurde



Der „Salle des Comtes“ im Haag.